



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

in euerm Herzen, da ihr den Allgewaltigen abzubilden wagt, um ihn um Pfennige an Kinder und alte Weiber zu verkaufen. Doch wir sind Menschen, und das Höchste aller Erkenntnis ist, daß wir nichts andres sein können.

Ich wollte Einwendungen machen, aber — der Alte war verschwunden. Fröstelnd blieb ich stehen und schaute mich um; nichts! Er war wie in die Erde versunken.

Ein junger Mann, dem ich wohl im Wege stand, stieß mich zur Seite; ich sehe ihm nach: Schuhe mit Dolchspitzen, ein Hut ohne Krempe tief in die Stirn gedrückt, ein knappes Röcklein, das doch noch zwei Finger breit unter dem Überrocke hervorlugt, der Gang vornüber gebeugt, Rückenmarkschwindsucht „markförend“, ein dreizölliger Knüppel in der Rechten, Handschuhe im aufgekrempeelten Beinkleid — ecce homo! Ein Mensch aus dem „normalen“ Ende des neunzehnten Jahrhunderts.

In der Vorstadt, in der ich wohne, hemmte ein großer Auflauf meine Schritte. Wüster Lärm, Schreien und Töhlen tönte aus den zu ebener Erde gelegenen Fenstern eines Versammlungs-saales. An den Wänden prangten rote Fahnen, und über der Rednertribüne war in großen Lettern weithin sichtbar zu lesen: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Und im Saale selbst tobten die Massen wie wahnsinnig gegen einander. Bierseidel flogen hinüber und herüber, und die freien, gleichen Menschen fanden nicht Stuhlbeine genug, sich die Brüderlichkeit auszulegen. Auf der „Tagesordnung“ stand: Beratung über den Normalarbeitstag.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Audiatur et altera pars. Die „Kasernenstudien“ im 41. Hefte dieser Blätter haben sicherlich ihre volle Berechtigung und haben deshalb auch die verdiente Berücksichtigung gefunden. Nur scheint es nicht richtig, aus den gemachten Beobachtungen Folgerungen auf die ganze Einrichtung zu ziehen und diese zu verwerfen, d. h. die Unzufriedenheit einiger Leute des dritten Jahrgangs zum Anlaß zu machen, das Gebäude der dreijährigen Dienstzeit, das sich nicht nur in den deutschen Kasernen und Heereseinrichtungen eingelebt, sondern auch in den preußischen Provinzen tiefe Wurzeln im Volksleben geschlagen hat, umzustürzen. Denn das Mäntelchen, das der zweijährigen Dienstzeit in der Vorlage umgehungen wird, ist doch zu fadenscheinig.

Wer einmal Gelegenheit gehabt hat, mit sitzengebliebenen Schülern oder durchgefallenen Examinanden zu sprechen, der wird sehr bald gemerkt haben, daß diese jungen Leute unzufrieden sind, aber auch daß sie selten die besten Bestandteile der Massen bilden. Niemandem wird es aber einfallen, deshalb zu verlangen, daß

die Einrichtung des Sizenbleibens oder Durchfallens beseitigt werde, und daß alle Examinanden auch ihr Examen bestehen müßten. Bei der Armee kann das aber um so weniger der Fall sein, als die Agitation der demokratischen Parteien überdies mit allen Kräften dahin wirkt, den Leuten das dritte Jahr zu verleiden.

Die Armee ist keine Einrichtung, die die alleinige Aufgabe hat, Leute zufrieden zu stellen, sondern vor allem sie in den Waffen durchzubilden. Sie soll und muß dieses Ziel erreichen, wenn sie ihren Zweck erfüllen soll, und muß daher die Macht haben, auch die Elemente, die nicht wollen, zu zwingen, das leisten zu lernen, was das Vaterland braucht. Der Staat aber muß von der Armee fordern, daß sie eine feste Säule sei, auf der seine innere und äußere Sicherheit ruht, daß sie den Schutzwall bilde, an dem sich die Sturmwellen von außen brechen. Sie kann aber diese Säule und dieser Wall nur dann sein, wenn sie fest gekettet ist durch Organisation und Disziplin, und schlagfähig durch beste Ausbildung und Ausarbeitung ihrer einzelnen Glieder. Gegen dieses starre Muß verschwinden die kleinen Gefühls-erregungen einzelner unzufriedener Mannschaften, Erregungen übrigens, die uns in unsrer ein Menschenalter langen Dienstzeit in der Truppe niemals entgegengetreten sind.

Die Gründe, die die Förderer der zweijährigen Dienstzeit vorbringen, sind sämtlich hinfällig. Sie meinen erstens, daß sie billiger sei als die dreijährige. Blätter der verschiedensten Färbung haben aber schwarz auf weiß bewiesen, daß bei derselben Präsenzstärke die Heere mit dreijähriger Dienstzeit billiger, besser und kriegsbereiter sind. Und das ist noch nicht widerlegt worden.

Zweitens sagen sie, daß die Armee verjüngt werde. Diese Verjüngung kommt aber nur den in zweiter Linie kämpfenden Aufstellungen zu gute. Die Freisinnige Zeitung hat Berechnungen zu dieser Frage angestellt, die unbestreitbar beweisen, daß diese Verjüngung sehr unwesentlich ist. Niemand aber wird bestreiten, daß auch bei dreijähriger Dienstzeit unsre Armee in den schlachtentscheidenden Truppenaufstellungen in voller Jugendkraft dastehen wird.

Drittens behaupten sie allerdings mit Recht, daß bei gleicher Friedensstärke die zweijährige Dienstzeit mehr Rekruten ausbilde, also auch größere Reservemassen erzeuge, als die heutige Einrichtung. Dieser Vorteil wird aber dadurch wett gemacht, daß einesteils die dann aufgestellten Heeresmassen weniger durchgebildet sind, und daß die Größe der Armeen eine Grenze hat, gesteckt durch die Unmöglichkeit, sie in unwirtbaren Gegenden zu verpflegen, durch die Schwierigkeit, die Schlagkraft einer tüchtigen Truppe durch schnelle Bewegungen und geschickte Schachzüge zu verdreifachen, sowie durch die Gefahren, die Panik, Epidemien und Krankheiten bringen.

Viertens wird behauptet, daß das Gesetz der allgemeinen Wehrpflicht breiter ausgeführt werden könne. Dabei wird aber vergessen, daß dafür die Auswahl der Einzustellenden beschränkt wird und man sich mit unvollkommenerem Rekrutenmaterial begnügen muß; man pocht auf eine größere Gerechtigkeit, übersieht aber, daß dann oft dringenden Reklamationen nicht mehr so weit Gehör gegeben werden könnte, als dies bisher der Fall war.

Wie die Freunde der verkürzten Dienstzeit fünftens dem schon überbürdeten Ausbildungspersonal statt zweiundzwanzig einhalb gar vierundzwanzig Monate Dienst zumuten können, ohne statt der anderthalb Monate Erholungsperiode Erleichterungen zu schaffen, ist um so rätselhafter, als die zweijährige Dienstzeit und die damit erhöhte Friedenspräsenzstärke eine Vermehrung von dreitausend Offizieren und zehntausend Unteroffizieren verlangt.

Sechstens: alle die Schwärmer für die verkürzte Dienstzeit haben bis jetzt wohlweislich unterlassen, die erste und dringlichste Frage zu beantworten, woher bei den jetzigen großen Lücken im Offizier- und Unteroffizierstande eine noch größere Etatszahl an beiden Chargen hergenommen werden soll. Will man die Anforderungen im Offizierstande herabsetzen, dann tötet man das Rückgrat, das die preussische Armee durch alle Stürme getragen hat; will man den Offizieren größere Lasten aufbürden, dann läuft man Gefahr, daß sie darunter erliegen; will man dem Korporal die Epauletten geben, dann bringt man den in Frankreich und Osterreich schwer beklagten Dualismus in den Offizierstand; denn selbst, wenn die Chargen nur im Dienst an demselben Strange ziehen, würden die unvermeidlichen gefelligen Berührungen, auch bei dem zartesten Takte auf beiden Seiten, zu Unzuträglichkeiten führen, die auflösend wirken würden, und zwar auf das feste, viel beneidete Bindemittel des deutschen Offizierkorps, die Kameradschaft. Über die Unmöglichkeit, dem Mangel an Unteroffizieren und ihrer Unzulänglichkeit abzuhelpfen, gehen die Verfechter der Massentheorie stillschweigend hinweg; und doch wird daran allein die Errichtung der 173 neuen Bataillone der Vorlage Schiffbruch leiden.

Auch das ist siebentens den Herren wohl entgangen, daß sich Rußland wie Frankreich wohl hütet, die zweijährige Dienstzeit anzunehmen, sondern daß sie dieses Experiment getrost Deutschland überlassen, denn die Einjährigkurse für die französische Armee sind bekanntlich nur für solche Leute bestimmt, die bei uns, als genügend reklamiert, gar nicht eingezogen werden (wie einzige Söhne von Witwen u. s. w.). Die Nachbarn überlassen uns diesen Versuch um so lieber, als sie wohl wissen, daß die Niederlagen, die sie erlitten haben, in erster Linie der Qualität der preussisch-deutschen Truppen zu verdanken gewesen sind.

Wir wollen nicht reden von den Unwäzungen, die durch die Neuorganisation ohne genügend festen Rahmen, ohne irgend welche organisatorische Vorarbeit plötzlich ins Werk gesetzt werden sollen, und die bei der augenblicklichen politischen Lage wohl nicht sehr angebracht sein möchten, wie das auch Moltke seiner Zeit im Reichstage aussprach; wir wollen nicht reden von der Vermehrung des Unruhebazillus, der nach Umformung der Reglements und anderer Bestimmungen ohnehin in der Armee vorhanden ist, obwohl sie in vieler Beziehung der Ruhe und Erstarfung bedarf; nicht von den unzähligen Nachforderungen, die die Folge der neuen Einrichtung sein würde; wir wollen nur noch fragen: woher ist, nachdem sich erst kürzlich sämtliche hohen Offiziere der Armee mit merkwürdiger Übereinstimmung für die Beibehaltung der dreijährigen Dienstzeit ausgesprochen haben, plötzlich diese gänzlich andre Lust in die Leitung gekommen? Wenn Freunde der verkürzten Dienstzeit sagen, daß sich die hervorragenden Führer für sie ausgesprochen hätten, so fragen wir: waren Kaiser Wilhelm, Moltke, Roon, Falkenstein, Friedrich Karl keine hervorragenden Führer, und ist Blumenthal nicht noch immer in unsrer Mitte? Sie alle haben sich dagegen ausgesprochen, und Blumenthal thut es noch heute mit schneidender Schärfe zu jedem, der es hören will. Was wollen gegen jene Männer die heutigen Befürworter der kürzern Dienstzeit an Thaten in die Wagshale legen? Was hat sich seit jener Zeit geändert? Die Waffen sind noch verwickelter, die Technik noch feiner geworden, und die Schießkunst feiert größere Triumphe als je. Es wäre eine Zeit, mit virtuos gebildeten Elitekorps die schwerfälligen Massen zu „harzeliren“ — man verzeihe den welschen Ausdruck; sie ist aber möglichst schlecht gewählt, noch mehr Masse in die Felder zu schießen.

Wir wollen nicht so weit gehen, wie Fürst Bismarck, der gesagt haben soll, daß das Experimentiren an der Armee damit zu vergleichen sei, wie ein junger Mensch an der ihm zu Weihnachten geschenkten neuen Taschenuhr spielt, bis sie schließlich stehen bleibt; aber mit vielen erfahrenen Offizieren des Heeres teilen wir die feste Überzeugung, daß mit dem unheilvollen Schritte der Einführung der verkürzten Dienstzeit die Armee ihrer Entmannung entgegengeht. Sind die Fußtruppen daran gegeben, so folgen die berittenen nach, und ist erste Richtschnur die Quantität, dann werden die Freisinnigen, die schon jetzt gesiegt haben, auch ihr Programm des einjährigen Dienstes mit der Zeit durchsetzen. Wird erst „an der Säule gebröckelt,“ dann stürzt sie auch bald ein — das hat unser herrlicher Heldenkaiser einst warnend prophezeit! Und der große Soldat ruht erst wenige Jahre in seiner geweihten Gruft.

Ein Streik in Australien. Ein Grenzbotenleser macht uns auf einen Bericht der Times vom 10. Oktober über die Arbeiterunruhen im australischen Silberdistrikt von Broken Hill aufmerksam. Dieser Bericht ist zwar schon durch einige Zeitungen gegangen, aber wir wollen doch die Hauptsache davon hier wiedergeben.

Die Silberschätze von Broken Hill hat ein deutscher Abenteurer Namens Karl Rasch (oder Raspe?) im Jahre 1883 entdeckt. Eine Aktiengesellschaft, bestehend aus sieben Personen, unternahm die Ausbeutung, die im Jahre 1885 begann. Die Aktien fanden anfangs keine Käufer; als sich aber zeigte, wie ergiebig die neuen Minen waren — ihre Ausbeute soll jetzt ein Zehntel der gesamten Silberproduktion der Erde betragen — da stieg der Wert der Aktien von 19 auf 1000 Pfund und der des nur zur kleinern Hälfte eingezahlten Aktienkapitals von 320 000 auf 14 000 000 Pfund. An Dividenden hat die Gesellschaft vom Juli 1885 bis zum Mai 1892 6 216 000 Pfund verteilt, von denen 4 472 000 Pfund bar ausgezahlt worden sind. Natürlich entstand über Nacht eine Stadt in Broken Hill, und die Konkurrenzgesellschaften schossen wie Pilze aus der Erde; doch kamen diese zu spät und machten teils schlechte, teils gar keine Geschäfte. In den letzten beiden Jahren bekam auch die erste und Hauptgesellschaft die Silberkrisis zu fühlen; der Wert des Aktienkapitals ging zuerst auf 10 und dann auf 3,12 Millionen zurück, beträgt aber doch immer noch beinahe das zehnfache des ursprünglichen. Zur Zeit ihrer höchsten Gewinne, vor zwei Jahren, hat die Gesellschaft den Betrieb ihrer Minen ganz und gar dem Gewerkeverein ihrer Arbeiter überlassen. Diese haben sich, wie man denken kann, möglichst bequem gemacht und dabei eine Dummheit begangen, die sie unbeschadet der Bequemlichkeit hätten lassen können. Sie haben zwar nominell den Achtstundentag festgehalten, ihn aber thatsächlich auf 3 Stunden 10 Minuten vermindert, indem sie, angeblich der Sicherheit wegen, je zwei Mann vor Ort legten, die nicht zugleich, sondern nur abwechselnd arbeiten konnten, und auch noch eine gehörige Essenspause machten. Dann aber, das war die Dummheit, haben sie für alle Arbeiter gleiche Löhnung eingeführt (für Arbeiter unter der Erde 10 Schilling), obwohl nur die Hälfte der 3400 Arbeiter aus gelernten Bergleuten, die andre aus verbummelten Schustern, Köchen, Schreibern, Oefenjungern u. s. w. bestand. Natürlich schwand die Förderung stark zusammen, und da gleichzeitig auch der Silberpreis und der Aktienwert fiel, was außer Acht zu lassen eine weitere Dummheit der Arbeiter war, so erklärte die Gesellschaft vorigen Juni, so gehe die Sache nicht weiter; sie müsse die Leitung wieder selbst in die Hand nehmen und für den gezahlten Lohn, den sie übrigens nicht herab-

setzen wolle, eine volle Tagesleistung verlangen. Der Gewerksverein aber beschloß die Arbeitseinstellung, es kam zu Gewaltthätigkeiten, und der Friede ist noch nicht wieder hergestellt.

Der Vorgang hat mancherlei Gedanken in uns wachgerufen, z. B. erstens, daß die Engländer so gut wie andre Leute gern faulenzten, wenn sie können, und daß es nicht ein angeborener oder anerzogener unüberwindlicher Arbeitstrieb ist, was sie, als Nation, so reich gemacht hat. Zweitens, daß der Wunsch, sich bequem zu machen, das natürlichste von der Welt ist bei Arbeitern, die da wissen, daß die Aktionäre in wenigen Jahren an Geschäftsgewinn über 80 Millionen Mark, und, wenn sie klug genug waren, bei Zeiten zu verkaufen, noch einige Millionen Kursgewinn eingestekt haben. Es ist kein Grund vorhanden, warum ein Mann die Gelegenheit, mit 3 Stunden einer unangenehmen Arbeit 10 Mark zu verdienen, nicht gern ergreifen sollte, wenn er weiß, daß sein Aktionär dasselbe oder vielleicht das zehnfache und hundertfache mit Nichtsthun verdient. Drittens, daß der Fall weder für noch gegen die Kooperativgenossenschaften etwas beweist. Für sie natürlich nicht; da ja hier der Versuch einer Betriebsleitung durch Arbeiter an deren Unverstand gescheitert ist. Aber eben so wenig gegen sie, da Arbeiter nicht notwendigerweise überall und immer unverständlich sein müssen, da die Zusammensetzung der Arbeiterschaft in diesen Silberminen besonders ungünstig und die Lage so sehr darnach angethan war, zum Müßiggange zu verlocken, und da ja oft genug auch Aktiengesellschaften und einzelne Unternehmer pleite machen. Übrigens zieht das verunglückte Experiment von Broken Hill nicht den geringsten volkswirtschaftlichen Schaden nach sich, da bei gegenwärtiger Silberkrisis eine Verminderung der Silberförderung eher ein Glück als ein Unglück bedeutet.

Andrew Carnegie. Dieselbe Nummer des englischen Weltblattes enthält eine Zuschrift to the Editor of the Times, von der wir nicht Notiz nehmen würden, wenn sie nicht den seit drei Monaten berühmten Herrn Carnegie zum Verfasser hätte, und wenn es nicht merkwürdig wäre, daß ein so großer Mann und ein so großes Blatt solche Gemeinplätze zum besten geben können. Oder sollte es doch am Ende noch kein Gemeinplatz sein, daß ein überbevölkertes Land wie England notwendig freihändlerisch sein muß, ein dünnbevölkertes Land mit reichen Bodenschätzen und junger Kultur dagegen sehr wohl dabei fahren kann, wenn es durch Schutzzölle die Entwicklung seiner Industrie beschleunigt? Carnegie ist nämlich überzeugter Schutzzöllner für sein amerikanisches Adoptivvaterland und überzeugter Freihändler für England; das Publikum der Times aber muß bedeutend unter dem der Grenzboten stehn, wenn es der große Eisenkönig für nötig hält, sich gegen den Vorwurf des Widerspruchs zu rechtfertigen. Sehr hübsch sagt er, da die Engländer nichts als Nahrungsmittel und Rohstoffe einführen, so gäbe es bei ihnen auch nichts andres zu schützen als diese zwei Arten von Waren; ob sie wohl, fragt er nun die Herren fair-trader, wie sich die englischen Schutzzöllner euphemistisch nennen, ob sie sich wohl getrauten, ihr Volk mit der nötigen Menge billigen Weizens selbst zu versorgen? Als Zweck des Schutzzolls giebt er nämlich an, den Fortschritt des geschützten Produktionszweiges bis zu dem Grade der Vollkommenheit, daß er mit seinen Erzeugnissen die Heimat ebenso billig versorgen könne, wie es das Ausland vermöge; für Stahl und Eisen sei dieses Ziel in Amerika erreicht. Den Schutzzöllnern freilich, und namentlich den Agrariern, englischen wie deutschen, ist es weniger um billige Versorgung ihres Volkes als um hohe Preise für sich selbst zu thun.

Aus wüster Zeit. Als hundertneunzigste Publikation des Stuttgarter Litterarischen Vereins ist im vergangenen Jahre die sittengeschichtlich höchst wertvolle Chronik des Dechanten am Hildesheimer Kreuzstift Johannes Didecop (geboren 1493, gestorben 1574) ausgegeben worden, und der Bearbeiter Dr. Karl Euling hat den guten Gedanken gehabt, aus dem umfangreichen Werke eine Reihe von Bildern, zum Teil in dem niederdeutschen Originaltext, zusammenzustellen und dem größeren Lesepublikum unter dem Titel Hildesheimer Land und Leute des sechzehnten Jahrhunderts (Hildesheim, Borgmeyer) darzubieten. Der Inhalt der kleinen Schrift ist keineswegs nur von lokaler Bedeutung. Die Bischofsstadt, jetzt durch ihre Kirchenbauten und Kirchenschätze aus romanischer Zeit und ihre unvergleichliche Holzarhitektur für den Freund von Kunst und Altertum so anziehend, ist von allen Wirren und Kämpfen, die Deutschland im sechzehnten Jahrhundert zu bestehen hatte, aufs tiefste berührt worden; der verrottete Zustand der Kirche trat dort so grell ans Licht wie kaum irgendwo, und nur wenig erfreulicher die durch die Reformation hervorgerufene Bewegung; die Bürgerschaft war dem Luxus und den Ausschweifungen des Zeitalters ergeben; dem Abschnitt „öffentliche Sicherheit“ gebührt dieser Titel eigentlich nur in ironischem Sinne; die kriegerischen Verwicklungen nahmen kein Ende. Und der Chronist verzeichnet alle seine Erlebnisse und Beobachtungen mit einem hohen Grade von Unparteilichkeit. Didecop überragte augenscheinlich an Charakter, Bildung und Wissen seine ganze Umgebung. Er hatte in Wittenberg zu Luthers Füßen gesessen, ohne sich jedoch für dessen „neue Religion“ gewinnen zu lassen, dann fünf Jahre lang in Italien studirt, endlich als Kaplan Balthasar Merklins, des Vizkanzlers Karls des Fünften, Spanien, Italien und Deutschland bereist, bis er 1531 in seiner Vaterstadt Hildesheim Wohnung nahm. Daß er von Irrthümern und Vorurteilen seiner Zeit nicht frei war, zeigen manche komische Züge, wie z. B. sein Tadel der Verbreitung der Kalender, weil aus ihnen die Raubritter ersähen, wo Jahrmärkte stattfinden sollten, und sein Glaube an die Vorhersagungen des Hofastrologen des Kurfürsten von Sachsen für 1562, deren Ankündigung eines großen Blutvergießens am 15. November er darin bestätigt sieht, daß an dem genannten Tage „allenthalben viele Schweine geschlachtet“ worden sind. Infolge seines strengen Katholizismus macht er für alle bösen Erscheinungen, die den alten Mann verbitterten, Luther verantwortlich. Um so glaubwürdiger aber werden dadurch seine Schilderungen der äußersten Verwilderung des Klerus. Als 1549 sein Wohnhaus fertig war, ließ er dort den durch Aneinanderreihung der Hauptwörter und dann der Zeitwörter in zwei Hexameter gefaßten Spruch anbringen: *Virtus cessat, Ecclesia turbatur, Clerus errat, Daemon regnat, Simonia dominatur*. Und der Unparteiische wird zugeben, daß es immer noch zweierlei ist, wenn ein Gauner die Rolle eines Prädikanten spielt und vor seiner Hinrichtung bemerkt, es sei nicht notwendig, ihm die Weihen zu nehmen, da er „ungeweihet in die Kirche gekommen sei,“ oder wenn ein Vikar als Anführer eines Schatzgräberkleeblatts die Kasse des bischöflichen Verwalters ausraubt, weil sich der gehoffte Schatz im Hofe des Bischofs nicht finden lassen wollte, wenn ein Domherr sich dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg anschließt, raubt, mordet und brennt, andre Kleriker durch ihr läuderliches Leben öffentliches Ürgerniß geben u. s. w.

Ohne Eulings Buche den Saft auszupressen, können wir doch manche bezeichnende Notiz des Chronisten hier mittheilen. Seinen großen Unwillen erregte die Mode der „zerluderten, zucht- und ehrverwegnen pludrigen Teufels hose, die eine solche Veränderung bei vielen Leuten hervorbrachte, daß alle Zucht, Scham

und Ehrlichkeit verschwand, und alle Hoffart, Mutwille und Unzucht größer ward.“ Kneipen gab es in Überzahl, und deren Einfluß war zu spüren. In dem „Neuen Schaden“ kam 1548 eine Zechgesellschaft in einer Dezembernacht auf den Einfall, den Aposteln vor der Kreuzkirche die Köpfe abzuschlagen und durch Totenköpfe zu ersetzen. Die Wirtshäuser überboten einander durch auffallende Namensschilder. So kamen vor „Im blauen Donner, im gelben Blitze, zur Guldennot (entsprechend dem noch heutige-tags gebräuchlichen „Letzten Heller“), im fetten Darne“ u. dgl.; 1571 fand sich der Rat veranlaßt, alle Winkelnkneipen als Pflegestätten aller erdenklichen Laster zu schließen und das Branntweimbrennen bei schwerer Strafe zu verbieten. Aus demselben Jahre wird schon von einer Dachauer Bank berichtet. Der Jude Müßche vom Moritzberge hatte durch das Versprechen hoher Zinsen viele Personen, Edelleute und fürstliche Beamte u. s. w. um fünfzigtausend Gulden geprellt; er verschwand über Nacht und zahlte das Kapital zurück „mit dem Bettstroh.“ Um 1500 predigte „ein gelarter man, doctor Kammengeter [Kammengießer] so heftich und strenge“ gegen das zuchtlose Treiben der „doctores und curtisani, dat he umme der warheit willen ut Hildensem vorwiset wart.“

Auf Hildesheim lastete damals ein päpstlicher Bann, den Guling mit Zug unerhört nennt. Ein Bürger weigerte sich, einer Witwe eine Summe zurückzahlen, die ihm ihr Mann geliehen hatte. Sie genoß aber die genaue Freundschaft eines Domherrn, und der erwirkte in Rom zunächst den Bannspruch gegen den bösen Schuldner und, als dieser gestorben und verstorben war, die Aufforderung an die Kirchen Hildesheims, Ersatz zu leisten. Der Weigerung folgte der allgemeine Bann, der drei Jahre währte und begreiflicherweise nicht dazu beitrug, die Sitten zu bessern. Mit prophetischen Worten nahm der erwähnte Dominikaner Kammengeter im Dom von der Stadt Abschied. „Nehmet wahr, liebe Herren, nehmet wahr! Ich sehe vor Augen und fühle in meinem Gemüte eine schwere und bittere allgemeine Reformation nahen. Und wollt ihr euch bei Zeiten nicht bessern, so wird der Bann und Zorn des Herrn auf euch fallen und euch zumichtemachen. Und dann gedenket meiner Worte und Lehre, daß ich euch gewarnt und es mit der Sache eurer Seelen Seligkeit allein gut gemeint habe. Was gehn mich eure Renten an? Gott ist mein Teil, und daran genügt mir. Ich sehe auf das, was Gott will.“

Interessant ist auch die Erzählung von einem alten Manne, der sieben Jahre lang in Hildesheim als Küster und Lehrer gewirkt und sich allgemeine Liebe erworben hatte, nach einer schweren Krankheit gezeichnet und die Stadt verlassen hatte, indem er Frau und Kinder der Wohlthätigkeit der Bürger empfahl. Nach Jahresfrist wurde er als Bettelmönch in Quedlinburg aufgefunden und gestand, daß er dort die Sünde abbüße, die er durch Verlassen seines Klosters in Quedlinburg und sein weltliches Leben auf sich geladen habe.

Hexenprozesse, Teufelsbeschwörungen u. s. w. fehlen nicht. Oldecop berichtet mit Genugthuung, daß es einem Schmiedeknecht, der als protestantischer Prediger auftrat, mit all seinem Fokusfokus und allen Gewaltthätigkeiten nicht gelungen sei, einer armen Besessnen den bösen Geist auszutreiben, aber auch, daß später ein katholischer Geistlicher das Werk vollbracht habe.

Die beiden letzten Abschnitte sind dem skandalösen Treiben des Fürstbischofs Friedrich von Holstein und den Bedrängnissen Hildesheims durch fehd- und raublustige Fürsten der Nachbarschaft gewidmet. Friedrich von Holstein wurde zwei- undzwanzigjährig 1554 auf den bischöflichen Stuhl erhoben, dank den erkauften Stimmen mehrerer Domherren, betrat aber nur bei seiner Inthronisation die Kirche,

bewies in allem die frechste Nichtachtung seiner Würde und starb schon nach zwei Jahren infolge von Ausschweifungen. Die aus Unglaubliche grenzenden Einzelheiten möge man in dem Buche selbst nachlesen.

Semper in Wien. Seitdem im Jahre 1879 Gottfried Semper, ein müder und verbitterter Mann, in seinem geliebten Rom die Augen für immer geschlossen hat, ist der Streit über seinen Anteil an den Wiener Monumentalbauten der letzten Zeit nicht zur Ruhe gekommen. Und er wurde in ganz ungewöhnlicher Weise geführt. In Wien war schon frühzeitig die Tendenz hervorgetreten, die anfängliche Firma „Semper & Hasenauer“ in „Hasenauer & Semper“ umzuändern, und nach des großen Meisters Tode verschwand sein Name gänzlich. Dagegen erhoben mehrere von seinen Schülern und Mitarbeitern wiederholt ihre Stimme und bezeugten, daß gerade ihm die Hauptsache an den Arbeiten, der schöpferische Teil, zuzuschreiben sei. Für den, der Empfindung für den Ausdruck einer künstlerischen Individualität hat, bedurfte es solches Zeugnisses kaum, zu dem redeten die Steine eine verständliche Sprache; und auch der Laie konnte sich sagen, daß ein Mann wie Semper doch nicht nach Wien gezogen sein werde, um die Entwürfe eines jüngern Architekten auszuführen. In Wien aber ließ man sich auf keinerlei Erörterungen ein: man fuhr fort, von den Bauwerken Hasenauers zu sprechen, und hüllte sich übrigens in Schweigen.

Befremden mußte es allgemein, daß in diesem Streite gerade die nicht das Wort nahmen, die vor allen dazu berufen und verpflichtet waren, die Söhne des Verstorbenen, Künstler und Kunstgelehrte, die man doch im Besitz altentworfener Materials glauben durfte. Nun haben sie endlich ihr Schweigen gebrochen, gezwungen dadurch, daß das bisher in Tagesblättern befolgte System des Verschweigens des Namens Semper auch in amtlichen Veröffentlichungen angenommen wurde. In dem erläuternden Texte zu einer Prachtpublikation über die Museumsbauten und in den Katalogen der Sammlungen wird nämlich „nach Angaben des Freiherrn Karl von Hasenauer“ dieser Kurzweg als Erbauer namhaft gemacht. Diesem unerhörten Verfahren gegenüber haben es nun die Söhne für angemessen gehalten, in einer Schrift: „Die k. k. Hofmuseen in Wien und Gottfried Semper“ (Zanzbruck, Edlinger) drei Denkschriften ihres Vaters zu veröffentlichen, die jeden Zweifel über die wahre Urheberschaft an den Bauten beseitigen.

In der Architektenwelt ist der Fall, der einst in der Geschichte der Baukunst ein ebenso unerfreuliches wie merkwürdiges Kapitel bilden wird, genügend bekannt. Für Fernerstehende mag zur Vorgeschichte folgendes angeführt werden.

Vor etwas mehr als einem Vierteljahrhundert wurde in Wien eine beschränkte Konkurrenz für zwei architektonische Seitenstücke bildende Gebäude ausgeschrieben, eins für die Kunstsammlungen, das andre für die naturgeschichtlichen Sammlungen des österreichischen Kaiserhauses. Eingeladen waren dazu die Architekten Ferstel, Hansen, Böher und Hasenauer. Die beiden ersten genossen bereits Weltruf, Böher galt nicht für einen bedeutenden Künstler, wurde jedoch als vielersahrener Praktiker geschätzt, der Name Hasenauers war so gut wie unbekannt, und man schrieb die überraschende Auszeichnung Familienverbindungen zu. Die Beurteilungskommission für die vorgelegten Entwürfe konnte zu keinem Schluß kommen. Ferstel und Hansen hatten die beiden Museen durch Querbauten zu einem Ganzen gemacht und damit gegen den Programmpunkt verstoßen, der die offene Verbindung zwischen dem Burghor und den gegenüberliegenden Hofstallungen nicht gestört wissen wollte. Doch wurden an beiden Projekten so große künstlerische Vorzüge

vor den Arbeiten der andern Mitbewerber erkannt, daß sich gewichtige Stimmen für den einen und den andern aussprachen. Da sich vielfach persönliche Rücksichten Geltung verschafft haben sollen, wurde im Schoße der Kommission die Berufung einer allgemein anerkannten und unbefangnen Autorität angeregt, und es war nur natürlich, daß sich alle Blicke auf den Mann richteten, der im Theater und in der Synagoge in Dresden, im Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich, im Rathause in Winterthur u. s. w. große Aufgaben groß und durchweg originell gelöst, für den Museenbau insbesondre in Dresden ein Muster geschaffen und zugleich in seinen Büchern eine so umfassende Gelehrsamkeit bekundet hatte, wie sie keinem zweiten Architekten Deutschlands zur Verfügung stand.

In der That wurde Semper zu Anfange des Jahres 1869 mit Genehmigung des Kaisers um ein Gutachten ersucht, doch sind ihm, wie aus der den größten Teil der vorliegenden Schrift einnehmenden ersten Denkschrift hervorgeht, nur die beiden programmgemäßen Projekte vorgelegt worden.

Dies Gutachten zu lesen ist ein wahrer Genuß. Wie in allen seinen schriftstellerischen Arbeiten geht Semper auf den Kern der Frage ein und stellt bei aller Kürze erschöpfend die Grundbedingungen auf, die der Architekt bei dem Entwerfen eines Museumsgebäudes im Auge behalten muß. Den dadurch gewonnenen Maßstab legt er dann an die beiden Pläne an. Was er über den Plan von Löher sagt, hat jetzt kein aktuelles Interesse mehr, desto größeres die Kritik des ursprünglichen und des nach den Forderungen der Jury umgearbeiteten Hasenauer'schen. Wie es Semper als Architekt stets und überall gethan hat, betrachtet er natürlich auch als Kritiker einen Monumentalbau nicht bloß als Individuum für sich, sondern zugleich in seinen Beziehungen zu der Umgebung, hier insbesondre zu der kaiserlichen Hofburg, deren Ausbau schon damals beabsichtigt war. Diesem Bau sollten sich die gegenüberliegenden Museen unterordnen, ohne doch durch dessen gewaltigere Verhältnisse erdrückt zu werden. Je näher diese Gebäude dem Residenzschlosse gerückt sein würden, desto größere Verhältnisse müßten auch für sie gewählt, alles kleinliche Detail vermieden werden. „Denn vieles Kleine, was neben einander gereiht und über einander getürmt wird, macht zusammen noch nichts Großes.“ Deshalb tadelt er „die vielfachen Vorsprünge und Rücklagen,“ die überdies nebst den überflüssigen Loggien und „Salons“ Licht und Raum wegnähmen. Ebenso sei der geplante, in der Mitte vom Erdgeschoß aus aufsteigende Kuppelbau Raumverschwendung und Störung der Kommunikation. Wenn er überhaupt beibehalten werden sollte, so müsse er gegen die Gebäudefront vorgeschoben werden und dürfe erst im Obergeschoß beginnen. Ähnliche, teils ästhetische, teils praktische Bedenken macht er noch mehrfach geltend, und wie sehr Herr Hasenauer selbst die Berechtigung der Kritik eingesehen haben muß, geht daraus hervor, daß er in „seinen“ Bauten die gerügten Fehler seines Projekts nach den Forderungen Sempers verbessert hat. Oder sollte er hierin nur dem Befehle seines kaiserlichen Herrn gefolgt sein? Denn dieser war durch die lichtvollen Auseinandersetzungen des erfahrenen Meisters so sehr überzeugt worden, daß er ihm vorschlug, die Bauten gemeinschaftlich mit einem der Projektanten auszuführen.

„Gottfried Semper entschied sich für Herrn Baron von Hasenauer, namentlich mit Rücksicht auf dessen genaue Lokalkenntnisse, praktische Erfahrung und Gewandtheit, sowie auch auf seine von ihm in hohem Maße anerkannte dekorative Begabung.“ Bekannt ist längst, daß Semper die Zeichnungen nach Zürich mitgenommen, umgearbeitet, und daß Hasenauer sie persönlich von dort abgeholt hat.

Aber nicht genug an dieser unwiderleglichen Darlegung des Anteils Sempers

an der Architektur im engeren Verstande, ergeben zwei weitere Denkschriften, daß auch die Programme für die bildnerische Ausschmückung beider Museumsgebäude von ihm persönlich ausgearbeitet worden sind, zugleich mit Bezeichnung der Künstler, denen er die einzelnen Aufgaben zudachte. Die Schriftstücke sind von seiner Hand und mit handschriftlichen Verbesserungen von ihm versehen. Vor allem aber tragen sie den Stempel seines Geistes, seiner Methode, seines außerordentlichen Wissens. Herrn Hasenauer dürfte mit der Annahme schwerlich zu nahe getreten werden, daß er so wenig wie die große Mehrzahl seiner Berufsgenossen eine deutliche Vorstellung von der Bedeutung vieler von Semper aufgezählten Künstler- und Gelehrtennamen gehabt haben werde.

Der bisherige Verlauf des Streites schien nur die Wahrheit des Satzes zu bestätigen, daß der Lebende Recht hat. Diese Schrift aber trägt als Motto ein toskanisches Sprichwort: *La verità vien sempre a galla* — die Wahrheit dringt immer durch. Zu allem Überfluß gab die diesjährige Wiener Ausstellung tausenden Gelegenheit, zu erkennen, daß in dem neuen Burgtheater Sempers Plan für ein Festspieltheater in München im wesentlichen zur Ausführung gekommen ist.

Wird man sich in Wien offiziell auch jetzt noch an die „Angaben des Freiherrn von Hasenauer“ gebunden erachten?

Die Kunst und der Geldsack. Auch das Buch von Otto Brahm über den unglücklichen Maler Stauffer heudet die Sozialdemokratie für sich aus. Aber man muß es Mehring lassen, daß das, was er in Nr. 4 der Neuen Zeit darüber sagt, ein Körnchen Wahrheit enthält. Wir haben denselben Gegenstand in den Grenzboten ein paar Mal mit der Frage gestreift, ob es wirklich wahr sei, daß große Privatreichtümer der Kunst förderlich oder gar notwendig seien? Darauf geben nun auch die Briefe, die der genannte Schweizer Maler aus Berlin geschrieben hat, einigermaßen Antwort. Wenige Sätze daraus werden genügen, seine und unsre Meinung klar zu machen. Es ging ihm nicht gut und gefiel ihm nicht in Berlin. Die Aussicht, daß er in München eine Professur erhalten, dort dann in stiller Häuslichkeit sorgensfrei seiner Kunst leben könne, entzückte ihn. In Berlin mußte er malen, nicht wozu ihn der Genius trieb, sondern was Geld brachte. Um aber Geld zu verdienen, schrieb er in einem seiner Briefe, müsse einer immer dasselbe malen, das nämlich, wodurch er zuerst berühmt geworden sei. „Hat einer mal einen Wurf gethan und kennt man ihn als den, der „die“ Bilder, die „so“ aussehen, malt, daß auch der Dümme sofort sagen kann, aha! das ist der und der, und seine mehr oder minder geistreichen Glossen daran zu knüpfen in den Stand gesetzt ist, so verkauft der Künstler seine Werke, denn das Publikum resp. der Bankier, der so was kauft, hat dann die Genugthuung, daß das Bild sofort erkannt wird als ein May oder Defregger oder Achenbach, oder wie die Leute sonst heißen.“ In Berlin habe er vorzugsweise Porträts malen müssen. Er glaube ja auch Anlage zu diesem Fach zu haben, „aber mein ganzes Leben Juda und Israel zu malen, wäre doch entsetzlich.“ Man kann sich denken, wie der Sozialdemokrat solche Äußerungen verwertet.

Mode und Deutschtum. Auf Trachtenbildern früherer Jahrhunderte sehen wir nicht ohne Mitleid die kleinen Mädchen in langen, bis auf die Füße reichenden Kleidern, gerade wie die Erwachsenen, und freuen uns, daß unser Jahrhundert den Kleinen ihre eigne Tracht und kürzere Kleider gegeben hat. Ist diese Kürze auch zeitweise etwas seiltänzerhaft gewesen, so hat sie doch unschätzbare Vorteile für

die Gesundheit, denn ob das Kleidchen bis aufs Knie oder bis auf die Füße fällt, ist für die Freiheit der Bewegung ein großer Unterschied, und wenn die heranwachsenden Mädchengeschlechter kräftiger sind als die frühern — in den Städten und in wohlhabenden Kreisen ist das sicher der Fall — so trägt dazu die zweckmäßige Kleidung sicherlich bei. Leider scheint das nun ein Ende zu haben; aus irgend welcher Laune oder aus Heuchelei sind die Amerikanerinnen darauf verfallen, ihre kleinen Mädchen in lange Kleider zu stecken, und die deutschen Modenzeitingungen haben natürlich nichts eiligeres zu thun als das nachzuäffen.

Die Worte deutsch und national sind nie so oft in den Mund und in die Feder genommen worden wie in den letzten Jahren, auch von deutscher Mode hat man gesprochen, aber herausgekommen ist nichts dabei. Nun, jetzt haben die deutschen Frauen einmal Gelegenheit, zu zeigen, daß sie selbständig sein können; wenn die Frauen es wagen, ihre Modezeitung abzubestellen, weil sie ihnen für ihre Kleinen die abgeschmackte amerikanische Maskerade vorschreiben will, dann werden sich auch die Zeitungen auf ihre nationale Pflicht besinnen. Wenn sie das nicht thun, so wäre es im eigentlichen Sinne des Wortes eine Affenschaude.

Vornamen. Offiziere werden bekanntlich dienstlich stets ohne Vornamen aufgeführt und genannt; mehrere Vertreter des gleichen Namens in demselben Regiment werden durch römische (!) Ziffern unterschieden. Diese Sitte wird, wie man fast täglich in den Familiennachrichten der Zeitungen wahrnehmen kann, auch bei außerdienstlichen Gelegenheiten stehend angewendet, und man darf sie sich gewissermaßen als berechtigte Eigentümlichkeit dieses Standes gefallen lassen. Sie hat aber begonnen, sich darüber hinaus auszudehnen. Es giebt eine Schicht in der deutschen Studentenschaft, die ihre Vorbilder außerhalb des Studentischen sucht, und in diesen Kreisen kann man jetzt Visitenkarten sehen, die mit der „Proleten“-sitte des Vornamens gebrochen haben:

#### SCHNEIDIG

Stud. iur. et cam.

Eine solche Karte läßt über den gesellschaftlichen Rang, den ihr Besitzer in Anspruch nimmt, keinen Zweifel.

Man sucht das Verfahren zu rechtfertigen. So sagte mir ein Kammergerichtsreferendar: Was geht fremde Leute mein Vorname an? Nun, wenn wir auf dieser Bahn noch etwas weiter fortschreiten, und die Referendare dienstlich nur noch mit ihrer Nummer geführt werden, so läßt sich am Ende einer Karte drucken: Kammergerichtsreferendar Nr. 97, und sagt: Was geht fremde Leute mein Name an? Die norddeutsche Zurückhaltung, das überpeinliche Abgrenzen des Mein und Dein im Verkehr von Mensch zu Mensch ist hier bis zum Lächerlichen übertrieben.

Die Sache hat aber auch eine praktische Seite. Alphabetische Bücherverzeichnisse, die nach dem Namen der Verfasser geordnet sind, können verschiedene Verfasser gleichen Familiennamens unter sich nur nach den Vornamen ordnen, denn ein Leutnant Schmidt im achtundzwanzigsten Regiment wird später vielleicht einmal Hauptmann Schmidt im neunundzwanzigsten oder Oberst oder Generalmajor, und ein Hilfslehrer Müller, der eine Programmabhandlung schreibt, verfaßt vielleicht später einmal eine als Oberlehrer oder Professor Müller an einer ganz andern Anstalt; wie sollen da die Schriften eines Verfassers im Katalog zusammenbleiben, wenn kein Vorname leitet? Welche Verwirrung in den Bücherverzeichnissen entstehen müßte, wenn viele Verfasser nach dem Vorbild der Militärschriftsteller und

Verwaltungsbeamten ihre Vornamen verschwiegen, läßt sich daraus ermessen, daß z. B. eine unsrer kleinsten Universitätsbibliotheken über vierzehnhundert Werke hat, deren Verfasser oder Herausgeber Müller heißen.

Den Wunsch, den wir hier äußern, hat übrigens schon einmal der Bibliothekar einer höhern Schule in einer Programmabhandlung ausgesprochen — dabei ließ er aber auf dem Titel seinen eignen Vornamen weg! Wir hoffen, daß diese Zeilen die Anregung geben werden, daß es die Leute von der Feder anders machen; Buchhändler, Bibliothekare und Bibliothekbenutzer werden es ihnen danken.

Variationen über einen Blüthnerschen Flügel. Über? Ja wohl, über, nicht für. Wir meinen die geistvollen Sprachvariationen, die das hochverehrte Publikum jetzt macht, um einen Blüthnerschen Flügel zu umschreiben. Ein Blüthnerscher Flügel — pfui, wie gewöhnlich, wer wird sich noch so ausdrücken! Der sprachgewaltige Musikschreiber, den Leipzig jetzt schmerzerfüllt nach Hamburg ziehen lassen muß, schreibt stets in seinen Konzertberichten am Schlusse: „Der herrliche Blüthnerflügel bewährte sich aufs glänzendste.“ Natürlich: wir haben ja Konzertflügel, Stutzflügel, Rußbaumflügel — warum sollen wir nicht auch Blüthnerflügel haben? Wer aber gern einen verkaufen möchte, macht jetzt in der Zeitung bekannt: Ein gut gehaltenen Flügel (Blüthner) ist billig zu verkaufen — also Blüthner in Klammern, und die Direktion der Leipziger Gewandhauskonzerte läßt auf jedes ihrer Programme drucken: Flügel „Blüthner“ — also Blüthner zwischen Gänsefüßchen, das ist noch feiner; es müßte nur weiter durchgeführt und auch gedruckt werden: Symphonie „Beethoven,“ Konzert „Spohr,“ Lieder „Schumann“ u. s. w. Das allerfeinste aber stand neulich in einer Annonce im Leipziger Tageblatt; da hatte einer einen Flügel=Blüthner zu verkaufen — also Blüthner mit Bindestrichen! Bisher glaubte man, der Flügelblüthner sei der Mann, der die schönen Flügel baut; nun sehen wir, daß ein Flügel=blüthner ganz dasselbe ist, wie ein Blüthnerflügel.

Die neue Sprachherringschaft steht nicht vereinzelt da. In derselben Nummer, wo der Flügelblüthner zum Kauf angeboten wurde, war auch als bestes Desinfektionsmittel Creolin=Pearson angepriesen! Gott, was ist doch die deutsche Sprache für eine reiche Sprache, für eine geduldige Sprache!



## Litteratur

Die Hauptprobleme der Philosophie in ihrer Entwicklung und teilweisen (sic!) Lösung von Thales bis Robert Hamerling. Vorlesungen, gehalten an der k. k. Wiener Universität von Vincenz Knauer. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1892

Dieses gehaltvolle Buch verdient die Aufmerksamkeit nicht bloß fachmännischer Kreise, sondern auch des weitern, an den geistigen Kämpfen unsrer Zeit teilnehmenden Publikums. Der Verfasser ist katholischer Geistlicher, Benediktiner, Mitglied des Schottenstifts zu Wien, das sich wegen seines Gymnasiums und des vornehmen humanistischen Geistes seiner Mitglieder eines großen Ansehens in der alten Kaiserstadt erfreut. Knauer ist Bibliothekar dieses Stifts und zugleich Privat-